

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Mr. 46.

Posen, den 18. August 1927.

Mr. 46.

Copyright by Atlantic Verlag, Leipzig.

Krasputin der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers von Reinhold Eichader.

22. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Sol!“ sagte er heiser, als er seinen Namen verschändert gezeichnet. „Nun scheßen Sie los! — Was soll ich also machen?“

Krasputins Blick träumte in fremder Weite.

„Kaufen Sie heute noch mit dem verfügbaren Geld, das Sie haben, weitere Aktien von dieser Sorte.“

„Von diesem — Dread?“

Krasputins Blick zog sich wieder zusammen.

„Ich kann Ihnen ja keinen anderen Rat als den richtigen geben. Wenn Sie jetzt schnell kaufen, wird wieder der Kurs Ihrer Aktien steigen. Sobald er um zwanzig Prozent angezogen, verkaufen Sie alles.“

Der andere pendelte angestrengt denkend den schwammigen Schädel. Der Daumen vollführte im Westenloch Tänze. Sein schielender Blick prüfte tastend den Ruffen.

„Gut! Werde ich kaufen, für zweihunderttausend. Geh's schief, — bin ich pleite!“

„Es wird aber nicht schief gehen,“ sagte der Russe und schob ihn sanft nach der Tür. „Doch ganz genau handeln, wie ich Ihnen sagte.“

Der Dide stob schon wie gehezt nach dem Ausgang.

... „Wie konntest du das bei den Aktien riskieren?“ frug Ahrenberg, als ihm der Russe erzählte. „Jetzt, wo es doch feststeht, daß du dich mit deinem Rat vergaloppiert hast?“

„Weißt du das genau?“ fragte Krasputin ruhig.

„Ich habe dir da elf Adressen notiert, an die du sofort einen Brief schreiben mußt. Text der gleiche. Lieber Adolf — und so. Einen Namen, der nicht zu dem Manne gehört. Habag-Aktien steigen bald. Kaufe sofort. Ein Coup ersten Ranges. Sprich keinem davon! Nächsten Sonnabend mehr. — Unterschrift irgendwas, was kein Mensch lesen kann.“

„Und?“ wartete Ahrenberg — „was ist der Zweck?“

„Boh ja, — du wirst alt!“ sagte Krasputin schroff. „Ist das noch nicht klar? — Wer den Brief bekommt, denkt natürlich, es sei ein Versehen geschehen. Vertauschung von Briefen. Dann steift er den Tip, läuft selbst gleich zum Bankier, kauft sich Habag en gros. Simon kauft, die elf Leute kaufen, oder fünf, sechs davon. Na, was ist die Folge? Der Kurs steigt von selbst, — die Börse horcht auf, — alle sehen sofort, daß mein Rat richtig war und der Kurs wirklich stieg. — Wenn's nicht klappt, geh' ich selbst hin und kaufe davon. Das genügt dann bestimmt. Jeder wittert etwas. Simon stößt dann gleich ab. Der Gewinn ist gemacht.“

„Und die anderen teilen sich in den Verlust, wenn der Kurs wieder fällt!“ lachte Ahrenberg laut.

„Kann schon sein. Wäre Pech! Ich vertrete ja nur den Klienten, nicht wahr? Das ist Simon allein. Uebrigens müssen wir noch dafür sorgen, stets neue

Adressen von Leuten zu kriegen, die dann als Klienten für mich tauglich wären. Vielleicht engagierst du dir den Astrologen, der neulich mal vor sprach, um mich anzubetteln. Der Mann kann dann überall anzeigen, daß er sein Horoskop jedermann kostenlos ausstellt. Wer darauf schreibt, glaubt an sein Schicksal — verstehst du? Die Reichen kann ich dann selber beraten. Wir müssen ja das Sanatorium füllen. Mach also die Sache. Ich gehe zu Ines, um einige Fragen mit ihr zu besprechen...“

Der Ältere stand wie gebannt an der Tür und starrte ihm nach mit gerunzelter Stirn. Dann schlich er fast scheu in sein eigenes Zimmer und stürzte sich aufgeregt über die Arbeit.

*

Der letzte Akkord klang weich auf und verebbte. Ines van Hoogh klappte leise den Flügel zu und blieb noch sitzen, das Notenheft in ihren zierlichen Händen. Sie war in Gedanken.

Matterton fing ihr Bild mit ernstest Augen. Das Sonnenlicht schimmerte in ihrem Braunhaar in goldenen Lichtern. Ihr schönes Profil hob sich scharf von der Wand ab. Ein plötzliches Zittern lief durch ihren Körper. Dann sah sie den Freund an und suchte zu lächeln. Er nickte ihr zu. Sie empfand es als Antwort auf ihre Gedanken.

„Ich weiß, was Sie denken, Rolf. Aber es geht nicht.“

„Was geht nicht? Sind Sie nicht mehr Herr Ihres Willens? Warum gehen Sie nicht in irgendein Kurbad, um sich zu erholen? Sie sind bleich, nervös, ganz verändert seit damals, als ich Sie zum erstenmal sah. Die Erregung von all den Gespenstergeschichten hat an Ihren Nerven gezerrt. Ganz natürlich. So tun Sie mir doch den einen Gefallen und denken Sie endlich an Ihre Gesundheit! Sie müssen sich aufrappeln. Herrgott, Sie sind doch so frei wie ein Vogel. Sie können sich wählen. Sie waren doch sonst stets ein Vorbild von Tatkraft. Was ist es denn, was Sie auf einmal so schlapp macht?“

Sie streifte ihn mit ihren traurigen Augen.

„Ich habe Angst!“ sagte sie endlich ganz leise mit jähem Erröten.

„Angst?“ horchte er auf. „Seit wann sind Sie denn ängstlich? Vor was denn?“

„Ich weiß nicht. Ich kann es nicht sagen. Solange Sie hier sind, ist alles in Ordnung. Doch wenn ich allein bin, dann wird es oft furchtbar. Besonders am Abend. Ich kann's nicht beschreiben. Es ist einfach da. Ein Gefühl, daß ein fremder Mensch, irgendein Wesen mich ständig begleitet, unsichtbar im Stuhl sitzt, die Hand auf mein Haar legt. Ich drehe die Lichter an, spiele Sonaten, um mich abzulenken. Ich greife zu Büchern. Es ist ganz vergebens. Auf meinem Gehirn liegt ein Druck, eine Hemmung. Ich kann die Gedanken nicht mehr konzentrieren.“

Rolf Matterton preßte die Lippen zusammen.

„Es ist, wie ich dachte!“

Sie hörte es gar nicht. Sie hielt ihre Arme wie fröstelnd am Körper und sah auf den Teppich.

„Und nachts, — diese ewigen, häßlichen Träume!“
„Wer kommt darin vor?“ frag er hastig dazwischen.
„Sie!“ sagte sie kurz. „Doch Sie sind es ja gar nicht. Sie sind dann ganz anders, so fremd, — und so feindlich. Ach, lassen Sie doch diese scheußlichen Träume! Ich will nicht daran denken. Ich bin morgens immer ganz wirr beim Erwachen. muß mich stets zurechtfinden, ehe Sie kommen. Es quält mich so, Kolf, daß ich gerade von Ihnen, dem einzigen, wirklichen Freund, den ich habe, so Schändliches träume. Wie kann das nur kommen? Ich bin ganz verzweifelt!“

„Und könnten Sie mir diese Träume erzählen?“

Sie schreckte zusammen und wehrte ihm heftig.

„Nein — nur nicht! Ich würde vor Scham in die Erde versinken. Es ist so entsetzlich!“

Er wartete stumm, als sie schwieg. Endlich hob er die Lider.

„Es ist ein Geheimnis um unsere Träume. Sein Traumleben kann einen Menschen verändern von Grund aus. Genau wie im Wachen wächst aus der Erfahrung, das heißt aus der Gleichmäßigkeit des Erlebens die eigene Anschauung, die Ueberzeugung vom Wert dieser Dinge. Wenn ich einen Baum jeden Tag grünen sehe, dann glaube ich auch, daß der Baum wirklich grün ist. Und wenn ich den Nachbarn im Traum immer wieder als Schurken erlebe, dann lebt er auch bald so in meiner Erfahrung. Im Unterbewußtsein. Selbst wenn er der edelste Mensch auf der Welt ist.“

„Ja, ja!“ hauchte sie mit erschrockenen Augen — „es ist stets ein Kampf zwischen Wachen und Träumen.“
Kolf saß in Gedanken.

„Noch eins —“ frag er plötzlich — „kommt in Ihrem Traum außer mir noch ein Mensch vor?“

Sie sann mit gerunzelter Stirn.

„Ich weiß nicht. Ein anderer Mensch? Kann ich wirklich nicht sagen.“

„Vielleicht Krasputin?“ half er ihrem Erinnern.

Sie zuckte zusammen.

„Herr Krasputin? Nein. — Ja, wie kommen Sie denn plötzlich auf diesen Russen?“

Er gab keine Antwort.

„Sie wissen das ganz genau, daß er nicht vor- kam?“

„Bestimmt!“ nickte sie — „doch ich glaube — ich weiß nicht. — sie stockte verlegen. — „Ich hätte noch eben die Antwort beschworen, — jetzt ist mir auf einmal — ich kann es nicht sagen — vielleicht war er doch da. Ich hab' es vergessen. Verzeihen Sie, Kolf, daß ich oft so verwirrt bin. Ich will auch ganz brav sein und morgen den Arzt fragen? Sind Sie zufrieden? Ich werde gesund werden, wenn Sie mir helfen.“

Sie nahm seine Hand in fast ängstlicher Bitte.

„Nicht wahr, Kolf, Sie werden mich nicht so verlassen wie in meinen Träumen? Sie werden mir beistehen, wenn ich Sie brauche?“

Er zog ihre weiche Hand an seiner Lippen und sah ihr dabei in die flehenden Augen.

„Ich bin stets bei Ihnen, — auch wenn Sie allein sind, Sie kleine Sanda. Und werde Sie schützen. Auch — gegen die Träume.“

Er wandte sich ab. Eine Sehnsucht war in ihm, dies leidende Weib in die Arme zu reißen, um sie mit dem eigenen Leben zu decken vor allen Gefahren. Doch sah er die Scheuheit, die Ines zurückhielt, die Angst ihrer Augen, den Kampf ihrer Seele. Er fühlte, sie würde entsezt vor ihm fliehen, wenn er sie jetzt küßte. Er ließ ihre Hand und ging schnell nach der Tür. Er stieß fast mit Peter, dem Diener, zusammen, der eben hereinkam, um Ines auf einem Tablett eine Karte zu bringen. Sie las sie verwundert und war plötzlich lebhaft. Ein leichtes Rot färbte ihr Stirn und Wangen. Ihr Blick wurde fröhlich.

„Besuch?“ fragte Matterton, schon auf der Schwelle.

„Herr Krasputin!“ nickte sie. „Ich lasse bitten.“

Sie schien ihren alten Freund ganz zu vergessen.

Er wartete, ob sie ihn nicht noch zurückhielt, doch winkte sie ihm nur versonnen zum Abschied. Da ging er zur Diele, wo Krasputin eben den Mantel ablegte und ihn höflich grüßte. Dann sah er den Russen mit Peter verschwinden. Einen Augenblick war ihm, als müsse er umkehren. Doch er bezwang sich und eilte zum Ausgang.

„Es freut mich, Sie auch einmal wiederzusehen,“ begrüßte die Hausherrin lächelnd den Russen. — „Ah, Rosen! Wie schön. Oh, Sie sind ein Verschwender!“ — Sie bot ihm den Sessel und winkte dem Diener, der sich schnell zurückzog. Ihr zartes Gesicht presste sich in die Blumen. In Krasputins Haltung lag stille Verehrung und stolze Vertraulichkeit.

„Ich komme als Bittender heute zu Ihnen.“

„Ah!“ machte sie leise. — Er wird doch nicht um meine Hand fragen wollen! durchfuhr es sie plötzlich. Sie fühlte, wie ihre Gedanken sich trübten. Doch Krasputins Auge war weich und bescheiden.

„Wir sprachen, als ich hier als Gast weilen durfte, von menschlichen Pflichten, von meiner Begabung und ihrer Verwertung zum Nutzen der Menschheit. Erinnern Sie sich noch daran, gnädiges Fräulein?“

„Natürlich. Genau! Ich bewunderte damals den Idealismus in Ihren Gedanken.“

Er lächelte dankbar.

„Der Keim, den Sie damals in meine Brust pflanzten, — die herzliche Zustimmung, die Sie mir schenkten, blieb nicht ohne Wirkung. Sie trug reiche Früchte. Ich möchte beweisen, daß ich das Vertrauen, das Sie in mich setzten, auch wirklich verdiene. Mit anderen Worten: ich will meine Kraft ganz den Leidenden widmen, — den körperlich Kranken und seelisch Verirrten.“

„Wie schön!“ nickte sie. „Ach, wie ich Sie beneide um Ihre Begabung, den Menschen zu helfen! Wenn ich das doch könnte!“

„Sie werden es können!“ gab er schnell zur Antwort. „Das ist ja der Grund meines frühen Besuches, Sie, gnädiges Fräulein, um Hilfe zu bitten.“

„Mich?“ fragte sie erstaunt.

Er lächelte herzlich.

„Sie sprachen den Wunsch aus, selbst tätig zu werden im Dienste der Menschheit. Sie suchten nach Aufgaben in diesem Leben. Ich habe sie. Einer allein kann's nicht leisten. Ich muß starke Helfer und Arbeiter finden, mein Ziel zu erreichen. Ich will eine Stätte der Heilung erbauen im Wald, vor den Toren der hastenden Großstadt. Dort will ich die Klagen der Leidenden hören, um ihnen zu helfen. Als Werkzeug der Kräfte, die stets in mir wirken. Und die mir befehlen, nicht müßig zu bleiben. — Es ist ein Verbrechen, sein Pfund zu vergraben, statt mit ihm zu wuchern.“

(Fortsetzung folgt.)

Erlich Walter Unger.

Die Hände der Mutter.

O Mensch, Gott hat dich geschaffen mit Händen:
Vor allen Geschöpfen bist du begnadet. Hilf Gott sich vollenden!

Ihr schafft und eßt und seid Gottes Gesellin und Genossen —
Ihr betet und faltet die Hände und habt euch in Gott geschlossen —
Faßt keine Hand eines andern Hand, halte sie fest,
Bis der Bruder sich öffnet und erkennen läßt!

Wenn der Mund nicht des Herzens Gärtlichkeit formen kann,
Vertraue sie jubelnden Griffes den glühenden Händen an!
Beglückt es dich nicht, wenn du sie öffnest, die helfende Hand,
Dem hungernden Alten? Wirst du nicht reicher beschenkt als er? ...
Berührt du nicht Himmel, stößt du sie weisend ins Band,
Wenn einer verdunkelt steht und ratlos und schwer? ...
Und ein Dach und Wände wider Gefahr und tragende Stelen
Sind Vaterhände. Brot wächst aus ihren Rissen und Schwielen.

Doch über alles wunderbar
Sind die Hände der Mutter. Blühen aus Güte und Glück —
Kühlende Brunnen und wärmendes Feuer, gärtliches Rest und zaubernd
[Gesicht.]

Das alte Bett.

Novelle von Richard Kobrecht.

„Wah! Die Methode Coué!“ lachte der Sanitätsrat, „Heil-
lehre der Autosuggestion, ein Bluff“ für die, die da einseitig sind.“
Ober glauben Sie im Ernst, daß ein geistig reger Mensch, mit so-
fort einsetzender Selbstkritik und Selbstkontrolle, durch ein paar
mechanisch geplapperte Worte sein physisches oder auch psychisches
Befinden bessern könnte?“

Die Unterhaltung wurde lebhaft, man sprach für ja und nein,
als Alan Carter, der bisher schweigend seine Zigaretten geräucht
hatte, eine Gesprächspause benutzte.

„Ich will keineswegs das Für und Wider der Couéschen Me-
thode erwägen, aber ich möchte Ihnen ein Geschehnis meiner Jugend-
zeit erzählen, das vielleicht von der Macht der Autosuggestion ein
Beugnis geben könnte.“

Als ich ungefähr zwanzig Jahre alt war, heiratete meine
Mutter, eine noch lebensfrische Frau, zum zweiten Mal. Ich kann
nicht sagen, daß ich als junger Mensch über diese zweite Heirat
erfreut war. Ich liebte meine Mutter, — und, wenngleich ich ihr
dies späte Glück von Herzen gönnte, so mußte ich doch unwillkürlich
Vergleiche ziehen, an Stelle des Lebenden den geliebten, so traurig
verstorbenen Väter setzen. Ein Zwiespalt der Empfindungen blieb,
wenn ich mich auch allmählich mit den äußeren Tatsachen abfand,
und an Stelle der ersten Reserviertheit bald Sympathie, fast freund-
schaftliche Zuneigung trat. Tatsächlich war der zweite Gatte meiner
Mutter ein gebildeter, kluger Mensch, liebenswürdig und überaus
fein empfindend, still und sorgend.

Wir wohnten damals in einem kleinen anmutigen Häuschen,
mitten im Wald, in einiger Entfernung von den Wohnstätten der
nächsten Nachbarn. Wir liebten diese abgeschlossene Einsamkeit,
die allerdings den einen Nachteil hatte, daß auf der nahe gelegenen
Waldwiese oft allerlei fahrendes Volk, Zigeuner und Gefindel zu
lampieren pflegte. Doch hielten wir uns aus diesem Grunde zwei
starke, große Doggen, die des Nachts, frei laufend, Wache hielten.

Als nun zu jener Zeit wieder einmal eine Zigeunerbande auf
der Wiese ihr schmuckiges Lager aufgeschlagen hatte, weckte uns
eines Nachts das wütende, anhaltende Gebell der Hunde. Ich sprang
aus dem Bett und erlief den Brownie in der Hand, auf die Diele,
als auch James, wie ich meinen zweiten Vater nannte, im Schlaf-
anzug die Treppe herunterkam, einen alten, sechsläufigen Revolver
in der Faust. Im Phama, wie wir waren, suchten wir Hof und
Heller ab, ohne etwas Verdächtiges finden zu können. Den Rest
der Nacht verbrachten wir wachend.

Hier muß ich einflchten, daß das eheliche Schlafgemach meiner
Mutter im ersten Stockwerk lag, während ich meine Räume im
Parterre innehatte, das, außer dem Wohnzimmer auch noch einen
absträumlich eingerichteten, düsternen Raum umschloß. In diesem
Zimmer, dem die dunkelgebeizte Wand- und Deckenmalerei einen
fast geheimnisvollen Anstrich gab, stand neben anderen wenigen
Tischen und alten Stühlen, ein Bett, ein altes, einfaches, braunes
Bett. — Ich könnte nicht sagen warum, aber seltsamerweise war
dieser Raum immer ein wenig gemieden.

Kurz und gut. Eine erste unruhige Nacht sowie die Nachricht
von Diebstählen in der Umgegend, das machte uns vorsichtig, und
wenn auch der Tag ruhig und ungestört verlief, so ließ ich doch am
Abend die Doggen hinaus, und James und ich legten uns halb-
angekleidet zu Bett — James in dem geheimnisvollen Zimmer,
sein Unbehagen verbergend.

Aber nichts störte in dieser Nacht unseren Schlaf. Und doch
war James am nächsten Tage verstört, nervös. Ich verstand das
nicht und machte meine Glossen. Und als ich am Nachmittage
auf der Diele stehend, hörte, wie er im Zimmer letzte zu meiner
Mutter sagte: „Ellen, ich kann hier unten nicht schlafen — es ist
unheimlich — ich glaube, ich werde einmal sterben, in diesem Bett.“
da mußte ich an seinen Anblick im Schlafanzug, den uralten Re-
volver in der Hand, denken, und lachte laut und herzlich.

Unverständlich blieb es jedoch, daß seit dieser Nacht mit James
eine Wandlung vor sich gegangen war. Er, der vorher häuslich
und fleißig war, vernachlässigte seine Pflichten im Garten, unterließ
den täglichen Spaziergang mit den Hunden. Dafür kam es immer
öfter vor, daß er bis spät am Abend in der nahen Stadt weilte,
und wenn er kam, nach schlechtem Tabak und Alkohol roch.

James trank. Meist war er nur angeheitert und erzählte ein
wenig zweifelhaftes Anekdoten; wurde es schlimmer, dann weinte
er herzzerbrechend, schluchzte und weinte. Wir amüsierten uns zu-
erst, dann kam der Stiel vor dieser Sinnlosigkeit. Wurde es zu
schlimm, dann nahm meine Mutter James in ihrer ruhigen, lieben
Art am Arm und führte ihn die Treppe hinauf. Der Morgen
mit seiner Ermüderung brachte die Scham.

Als wieder ein Abend kam und meine Mutter und ich uns
wartend gegenüber saßen. Immer später wurde es, der letzte Zug
mußte schon längst schlief sein — James kam nicht. Endlich — die
Uhr zeigte wenige Minuten nach vier — hörten wir tappende
Schritte auf der Treppe — die Hunde wuselten leise — der Schlüssel
klirrte im Schloß — dann ein schwerer Fall — — und es war still.
Fragen, erschrocken saßen wir uns an, langsam öffnete ich die Tür
— mit dem Gesicht auf dem Boden lag James — betrummelt —
aus einer tiefen Kopfwunde sickerte das Blut zu einer kleinen,
Nebrigen Lache — — —

Als der erste Schnee überunden war, schleiften wir den schwe-
ren, nach widerlichem Fusel riechenden Mann in das Zimmer, ihn
auf der Chaiselongue liegend. Meine Mutter weinte in
hilflosem Jörn — ich selbst war wütend und sagte dem Bekrumsenen
böse Worte. Er lächelte mir Unverständliches, zusammenhängend, als
ich eine kalte Kompresse auf seine Stirn legte.

Wilde saßen wir noch eine Weile, hörten das irre Lachen und
Singen, dann stand ich auf und rebete meiner Mutter zu. Gemein-

jam hoben wir James auf und schafften den seltsam Widerstrebenden
in das anliegende, düstere Zimmer. Kurz darauf ging auch
ich zu Bett, aber unheimlich klang durch die Wand das Stöhnen
und Wehnen James', und erst als die Sonne durch das Fenster
schien, schlief ich übermüdet ein. —

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen hatte, plötzlich schrat
ich hoch, schlaftrunken, erkannte ich kaum meine Mutter, die weinend
am Bett stand. „Geh zum Arzt. James ist krank!“ bat sie. Wort-
los, böse klebete ich mich an, holte das Motorrad aus dem Schuppen
und fuhr los.

Raum zwei Stunden später stand Dr. Brown am Bett des
Kranken. Kopfschüttelnd maß er die Temperatur — erteilte seine
Anweisungen. Als meine Mutter von Umbetten sprach, hob er
abwährend die Hände. —

Es war ein trüblicher Tag. Nach dem Lunch kamen zwei
Zigeuner mit Töpfen und Tüchern hausieren; ich jagte sie, ohne
es zu wollen, mit heftigen Worten von der Schwelle. Ich war
nervös, überreizt, und freute mich, als kurz darauf Dr. Browns
Auto zum zweiten Mal vor der Treppenhalle hielt. —

Ein stürmischer, regnerischer Herbstabend folgte diesem Tage.
Ungewöhnlich schnell wurde es finster vor den Fenstern, die von
dem klatschenden Regen leise klirrten. Mutter saß mir am Tische
gegenüber, eingeschlafen vor Ermüdung. Ich weckte sie und sprach
ihr zu. Endlich gab sie nach und ging nach ihrem Zimmer.

Ich saß allein. Neben mir, nur durch die dünne Tür getrennt,
lag James in wilden Fieberphantasien — draußen rauschte mono-
ton der Regen, und der Wind heulte unheimlich im Kamin.

Zuerst rauchte ich sinnlos viel Zigaretten, dann überfiel mich
bleierne Müdigkeit, ich schloß die Augen. Ich weiß nicht mehr,
ob ich geschlafen habe — plötzlich fuhr ich auf — überlaut klang
das Wellen verflang — jetzt noch ein klägliches, angstvolles Win-
seln — dann nichts mehr — nur der Wald heulte schaurig. —

Mechanisch hatte ich die Sicherung meiner Waffe zurückge-
schoben und zur Laterne gegriffen. Tiefatmend wandte ich mich
zur Türe — eilte über den Flur und riß die Haustür auf. Eilig
schlug mir der Regen ins Gesicht — das Licht erlosch — im Treppen-
gang schlug klappend ein Fensterflügel auf — ratlos tappete ich im
Dunkel. Da — plötzlich gellte ein furchtbarer Schrei durch das
Haus — schrill — dann erstarb er in einem gurgelnden Stöhnen —
ich brach er ab. Ich stand wie erstarrt. Ich zitterte, meine Hände
flogen auf und nieder, und meine Zähne schlugen aufeinander.
Der Schrei war aus James' Zimmer gekommen. —

Mit wankenden Knien tastete ich mich an der Wand — oben
hörte ich meine Mutter weinen — endlich fand ich den Türgriff —
das Licht flammte auf — ein Schritt noch — ich taumelte zurück,
Halbnacht, mit bebenden Gliedern stand James in eine Ecke gedrückt
— er deutete mit der Hand, aus angstvoll aufgerissenen Augen
starrte er auf das Bett — — „Dort . . . dort!“ röchelte er.

Gebannt folgte mein Blick — ich zuckte zusammen — Scharf
zeichnete sich unter dem weißen Leinen die Gestalt eines ausge-
streckten menschlichen Körpers — eines — ich zwang mich zur Ruhe,
sah nur das Bett, zermüht im plötzlichen Verlassen — ich wandte
mich um — da stöhnte James — die Hände schlugen irr durch die
Luft — schwer brach sein Körper auf das Parkett des Bodens
nieder. — — —

James war tot! . . . —
Alan Carter schwieg. Der Sanitätsrat räusperte sich. „Sie
glauben also, daß Ihr Herr Stiefvater an dieser Idee, in einem
unheimlichen Raum zu sein, gestorben ist?“

Jener neigte nachdenklich den Kopf. „Ich will es nicht be-
haupten, obgleich mir dieser Tod — wie auch dem Arzte — bis
heute noch unerklärlich ist. Zwar — am nächsten Morgen fand ich
die Hunde mit durchschnittenen Kehle — — und doch — —! James
kannte die Vergangenheit des unheimlichen Bettes!“

„Vergangenheit . . . des Bettes . . .?“ Der Sanitätsrat lächelte
ungläubig.

Alan Carter nickte ernst. „Gewiß, die Vergangenheit des
Bettes. Fünf Jahre vorher war in diesem Bett . . . mein
Vater im Wahnsinn gestorben. . .!“

Ethnographie.

Von Hans Siemsen.

In dem kleinen italienischen Hotel, in dem ich wohnte, gab es
natürlich auch ein paar Katzen. Von den großen internationalen
Hotels rede ich nicht. Aber ein kleines, echt italienisches Hotel —
ohne Katzen, das gibt es, glaube ich, gar nicht.

Die Italiener sind sonderbare Leute. Auf ihre Weise lieben
sie wohl die Tiere. Aber Mitleid mit ihnen — das kennen
sie nicht. Die Katzen im Hotel können so ziemlich tun und lassen
was sie wollen. Sie liegen auf den Sofas und Stühlen umher,
sie kommen zu jeder Mahlzeit in den Speisesaal — und heinake
jeder gibt ihnen was von seinem Fisch oder von seinen Spaghetti.
Wenn sie aber irgendwo anfangen lästig zu werden, so ist man
gleich mit einem Tritt bei der Hand — obgleich das nun wohl ein
etwas schiefes Ausdrück ist: mit einem Tritt bei der Hand zu
sein — aber man ergreift sie beim Schwanz und wirft sie aus dem
Fenster. Und allen macht es großen Spaß, den Raadhund auf sie
zu heben.

Mit wirklicher Ausdauer aber verfolgt sie Vittorio, der Gärtner.
Sobald sie ihm in den Weg kommen, wirft er mit Steinen. Und
von meinem Balkon aus, der wie ein Gondel über den Garten
hängt, verstedt zwischen wildem Wein und Gyninien, höre ich fol-
gendes Gespräch:

„Vittorio! Warum tun Sie das?“

„Was?“

„Warum werfen Sie die Kaze mit Steinen?“
 „Signorita, warum nicht? Hat sie denn eine Christenseele?“

In Berlin sah ich einmal, an einem kalten Wintertag, eine Droschke vor einer Kneipe halten. Das Pferd sah gar nicht einmal so alt und verhungert aus, wie die Droschkenpferde sonst wohl aussehn. Ungeduldig scharrte es mit den Vorderhufen auf den winterkalten Pflastersteinen. Der Kutscher war nicht da. Sah wohl in der Kneipe bei einem heißen Biere.

Aber da öffnete sich die Tür, und er kam heraus mit einer großen, dicken Filzmatte unter dem Arm.

„Na ja, nu warte man, nu warte man! Ist komme ja schon! Nu man nich immer gleich so wild!“ Und damit legte er die Matte seinem Pferd unter die Vorderhufe.

„Ja“ — zu mir gewendet, denn ich war stehen geblieben und sah ihm zu — „ja, dei muß er haben! Seine Matte muß er haben. Sonst wird er falsch. Wenn ihm friert, denn wird er falsch. Denn läßt er mir nich in Ruhe essen.“

Und nun könnte man denken, ich erzähle die beiden Geschichten, um dadurch auf sanfte und treuherzige Weise die Meinung zu verbreiten, daß in Berlin doch viel bessere Menschen leben als in Stalien.

Aber so einfach ist die Sache doch nicht. Denn wenn auch wir Deutsche wohl etwas mitleidiger und freundlicher zu Tieren sind als die Romanen im allgemeinen und die Italiener im besonderen, so weiß ich doch wiederum nicht, ob nicht zum Beispiel dieser nette alte Droschkenkutscher, wenn er abends nach Hause kommt, ganz fürchtbar seinen Jungen verprügelt, weil der — nun sagen wir mal — weiß der einen Keller kaputt gemacht hat.

Und das würde nun wiederum ein Italiener niemals tun. Hier bei uns haben es die Tiere besser. Da drüben die Kinder. Und in welchem Land von beiden nun die „besseren“ Menschen wohnen, — darauf weiß ich wirklich nicht zu antworten.

Hat das Gold verschiedene Farben?

Bisher bildete man sich ein, daß das Gold nur eine Farbe habe, nämlich goldfarben. Daß dem aber nicht so ist, beweist die junge Wissenschaft der Kolloidforschung. Nach ihr vermag das Gold die verschiedensten Farbnuancen vom Goldfarbenen über das satte Rot zum tiefsten Blau anzunehmen.

Man kennt in der Chemie zwei Arten von Aggregatzuständen: die Lösung und die Mischung. Unter Lösung versteht man folgendes: Wenn man beispielsweise etwas Salz in klarem Wasser schüttet, so löst sich das Salz in dem Wasser restlos auf. Falls man das Salzwasser durch Filterpapier gießt, so bleibt keinerlei Salzspur in dem Filterpapier zurück. Auch bei mikroskopischer Untersuchung kann man keinerlei Salzspuren in dem Wasser mehr erkennen. Das ist eine Lösung. Wenn man aber in Wasser Sand hineinschüttet, so tritt genau das Gegenteil von dem Vorhergesagten ein. Das sind die Merkmale einer Mischung.

Das Kolloid besitzt beide Eigenschaften. Unter einem gewöhnlichen Mikroskop sind kolloidale Lösungen nicht erkennlich. Nimmt man aber ein Ultramikroskop, d. h. ein Mikroskop, das in einem Lichtkegel vor einem schwarzen Hintergrund arbeitet, so werden die einzelnen Bestandteile der Mischungslösung sichtbar. Kolloidale Lösungen gehen durch jeden Filter, aber durch kein Membran. Nun hat das Kolloid die Eigenschaft, jedem Körper neue Charakteristika zu verleihen. Hier haben wir die Erklärung für die Farbnuancen des Goldes. Es kommt darauf an, in wie feiner oder wie robuster Art die Kolloidallösung hergestellt wird. Davon hängt es ab, welche Farben das Gold annimmt. So kennen wir z. B. das rubinrote Glas, das diese Farbe durch nichts anderes als durch eine Beimischung von Kolloidgold erhält. Je größer die Mischung ist, um so mehr verändern sich die Farben. Die feinste Mischung erzeugt Rot. Die Skala steigert sich dann zum Violett. Blau bis zum Tiefgrau. Nimmt man ganz dünne Goldplättchen, so schimmern diese, wenn man sie gegen das Licht hält, grün. Hat die Kolloidallösung eine ganz feine Mischung, so daß sie fast zur reinen Lösung wird, so wird die Farbe des Goldes gelbbrot.

Wir stehen erst im Anfang der Kolloidforschung; aber die bisher gezeigten Erfolge lassen mit Recht auf eine eminente Entwicklung dieser jungen Wissenschaft und auf große technische Neuerungen durch sie hoffen.

Fröhliche Ecke.

Zweidentig. Die kleine Lucie (zu einer Bekannten ihrer Mutter): „Schmeckt Ihnen unser Kuchen?“ — „Ja, sehr gut.“ — „So? Das wundert mich, weil Mama gestern sagte, sie hätten gar keinen Geschmack.“

Grob. Jüngling: „Wie finden Sie meine Gedichte, Herr Schriftleiter?“ Alle meine Bekannten bewundern meine poetische Ader.“ — Redakteur: „Mir scheint es mehr Krampfadler!“

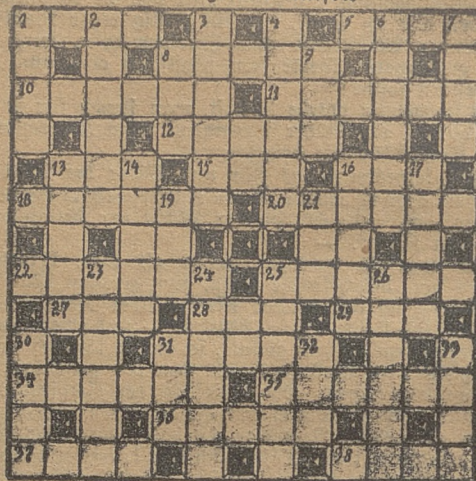
„Als ich mein Geschäft anfing, hatte ich absolut nichts, außer meiner Intelligenz.“

„Da haben sie aber wirklich klein angefangen.“

Jean Kaffke: „Denk dir, Mann, Graf von und zu Hohenstein hat soeben angerufen.“ — „O, diese Ehre! Was wünschte der Herr Graf?“ — „Gar nichts, er hatte sich in der Nummer geirrt!“

Zum Kopferbrechen.

Kreuzwort-Rästel.



Senkrecht: 1. Schiffsausdruck, 2. berühmter Maler (f. gilt doppelt), 3. Hauptteil des Schiffes, 4. leichter Seewind, 5. berühmter Maler, 7. Rauchfang, 8. Gewässer, 9. russischer Herrschertitel, 13. Element, 14. weibl. Vornamen, 15. Futwort, 16. Mädchenname, 17. Hiebwaaffe, 19. nicht verfälscht (h = ein Buchstabe), 21. Frländer, 23. zerfallene Bauwerke, 24. schwermütiges Gebich, 25. Atmungsorgane, 26. Gelenkkrankheit, 30. Schlußwort im Gebet, 31. Wäbchen, 32. seltenes Wild (h = ein Buchstabe), 33. Nahrungsmittel.

Wagerecht: 1. englischer Grafentitel, 5. Nischenbehälter, 8. Flugzeugglied, 10. Morgengetränk, 11. Versfuß, 12. tierischer Körperteil, 13. Märchengestalt, 15. Winterberähtung, 16. Bindewort, 18. Teil des Hauses, 20. Ort in Ostpreußen, 22. Getreideart, 25. Schulmeister, 27. Fremdwort für „Straße“, 28. Name des Löwen in der Fabel, 29. Futwort, 31. nützliches Haustier, 34. Wochentag, 35. Gegenteil von Zweifel, 36. Stadt am Nil (h gilt als h), 37. Schulklasse, 38. Nagetier.

Geheimschrift.

1 2 3 — 4 5 6 7 2 6 8 9 3 — „3 10 7 9
 11 12 7 13 10 14“ — 15 3 16 10 — 1 11 13 1
 3 7 6 —

Schlüssel:

6 11 7 5 17 3	Spottgedicht
6 8 9 13 15 3	Lehranstalt
4 16 10 1	Himmelskörper
14 2 12 7	Vertilgungsmittel

(Diese Lösung ergibt eine merkwürdige Begebenheit in Paris.)

Veränderung.

Zur Suppe es die Hausfrau gibt
 Und manchmal an die Soße,
 Auch in der Wurst ist es beliebt,
 Sowohl als in dem Kloze.
 Und änderst du mit ein'gem Wit
 Am Schluß des Worts 'nen Laut,
 Dann wird ein adliger Besitz
 Aus einem witz'gen Kraut.

(G. St.)

Verwandlungsaufgabe.

Harke	Kelle	Grimm	Biene	Buhle
Stirn	Marle	Linie	Senne	Milze
Nagel	Kamel	Minne	Heide	Tiber
			Beben	

Entnimmt man jedem dieser Wörter den mittelsten Buchstaben und ersetzt diesen durch einen anderen, so erhält man Wörter von anderer Bedeutung. Die neueingesetzten Buchstaben nennen, im Zusammenhang gelesen, eine aktuelle Berühmtheit.

O. L.

Auflösungen Nr. 8.

Rästelprung: Wir suchten die Eisen und fanden sie nicht, Wir suchten umher nach den Zmengen, Die tief im dunklen Felsenschatz die goldnen Schätze bergen. . . Wir suchen noch heut das Märchenglied im Süden und im Norden, und über dem Suchen — o trüchtiger Traum —, da sind wir alt geworden.

Scharade: Hand Schlag — Handschlag.

Silbenrästel: Etwas wissen und verlangen, etwas hoffen muß das Herz. (Friedr. Müdert.)

1. Erlangen, 2. Termit, 3. Wasserpest, 4. Andrejew, 5. Sahara, 6. Wendekreis, 7. Ipswich, 8. Salomo, 9. Bauerstoff, 10. Eichendorff, 11. Narzisse, 12. Alan, 13. Raubheim, 14. Donat, 15. Versfuß, 16. Gwalb, 17. Nadscha, 18. Luxus, 19. Allah, 20. Nonne, 21. Gewehr, 22. Eigennuß.

Namenrästel: Stettin, Chemnitz, Herford, Bingen, Göttingen, Stuttgart, Iserlohn, Erlangen, Naumburg, Schleien.

Rästel: Eisen, Bahn — Eisenbahn.

Verantwortl. Schriftleiter: i. B. Alexander Jurisch, Poznań.